

Der Weltgeist, der aus der Gegenkultur kam

NEW YORK, Anfang Januar als Internet gab es noch nicht, aber darüber geredet haben sie doch. In New York war es, vor einem halben Jahrhundert. „Cage“, erinnert sich John Brockman, „sprach immer vom Geist, den wir alle teilen. Das war kein holistischer Quatsch. Das waren tiefgründige kybernetische Ideen.“ Zu hören bekam er sie, wenn John Cage, der Musikrevolutionär, Zenmeister und Pilzesammler, ihn und ein paar Freunde wieder mal mit Pilzen bekochte. Irgendwann schickte Cage ihn mit einem Buch nach Hause. „Das ist für dich“, sagte er zum Abschied. Und redete danach nie mehr mit Brockman. Was der lange nicht begreifen konnte. „John, das ist Zen“, erklärte ihm schließlich ein Freund. „Du brauchst ihn nicht mehr.“

Norbert Wiener hieß der Autor, „Kybernetik, Regelung und Nachrichtenübertragung in Lebewesen und Maschine“ das Buch. Seite um Seite kämpfte sich Brockman durch den wissenschaftlichen Text, zusammen mit Stewart Brand, seinem Freund, der bald den Whole Earth Catalog, die Einkaufsfibel und -bibel der umweltbewegten Gegenkultur, herausgeben sollte. Physik und Mathematik weiteten sich für die beiden Leser in einen unendlichen Raum, der zwischen natürlichen und geistigen Wissenschaften, Bewusstsein und Materie, Suchen und Finden keinen Unterschied mehr machte.

Wie in solch weitschweifigen Gedankenabenteuern der sechziger Jahre das Internet als Idee heraufdämmerte, so zeichnete sich damals auch schon Edge ab, der Internetsalon, um den heute Brockmans Leben kreist. Edge, das ist der Treffpunkt für die Cyber-Elite, die erlauchtsten Geister, die das Vorfeld der neuesten natur- und sozialwissenschaftlichen Entwicklungen prägen, ob nun digital oder gentechnisch, ob psychologisch, kosmologisch oder neurologisch. Jedenfalls melden sich bei Brockman nicht nur Digerati aus dem Computeruniversum des Silicon Valley zu Wort, sondern genauso häufig Koryphäen wie die Evolutionsbiologen Richard Dawkins und Steven Pinker, der Philosoph Daniel Dennett, der Kosmologe Martin Rees, die biologische Anthropologin Helen Fisher, der Ökonom, Psychologe und Nobelpreisträger Daniel Kahneman, der Quantenphysiker David Deutsch, der Computerwissenschaftler Marvin Minsky, der Sozialtheoretiker Anthony Giddens. Von Apple-Mitbegründer Steve Wozniak bis zum Genoment-schlüsseler Craig Venter reicht seine Gästeliste, die ihresgleichen auch in der grenzenlosen Weite des Internets kaum finden wird. Sogar der Schauspieler Alan Alda und der Schriftsteller Ian McEwan sind bei ihm anzutreffen.

Zum Anfang jeden Jahres geht eine Frage an alle Saloniers. Diesmal lautet sie: „Welche wissenschaftliche Idee ist reif für den Ruhestand?“ Im „redaktionellen Marschbefehl“, den Brockman dazu erteilt, enthält sich auch der Kern von Edge: „Bohrt tiefer als die Nachrichten. Erzählt mir etwas, was ich noch nicht weiß. Ihr schreibt für eure Ko-Edgies, eine anspruchsvolle Bande, nicht für die breite Öffentlichkeit. Schreibt über Ideen, Theorien, Denksysteme, Disziplinen, aber nicht über Personen. Lasst euch was einfallen, seid aufregend, anregend, überzeugend. Erzählt uns eine tolle Geschichte. Erstaunt, erfreut und überrascht uns!“

Muss er das alles wirklich ausbuchstabieren? Gehören doch nicht wenige der Autoren zu seinem Klientenstamm, den er weltweit vermarktet, und sie wissen genau, was er von ihnen erwartet und sie von ihm erwarten können. Als ihr Buchagent lässt er sich keine Geschäftsgelegenheit entgehen, ja, er hat sich den Ruf erworben, erstaunliche Summen beim Verkauf von Titeln herauszuschlagen, die, im

Sei aufregend, anregend, überzeugend: Das fordert John Brockman von sich und anderen. Der wohl wichtigste Buchagent der Welt versammelt in seinem Internetsalon „Edge“ die Cyber-Elite. Ein Besuch beim Mann der Dritten Kultur.



Als John Brockman drei Jahre alt war, kündigte er an: „Ich will nach New York!“ Dort zieht er seit Jahrzehnten die Strippen im geistigen Leben.

Foto: woz

Gegensatz zu Edge, durchaus den populärwissenschaftlichen Effekt anpeilen. Über allem aber glitzert der Begriff der Dritten Kultur, die wundersame Formel, die Brockman beschwört, um die Vormacht der gern als hart bezeichneten Wissenschaften auch bei der quasiphilosophischen Vermessung der Welt und unseres Platzes in ihr durchzusetzen. Die Kluff, die der Physiker, Politiker und Romanautor C. P. Snow zwischen den zwei Kulturen der Natur- und Geisteswissenschaften beklagte, füllt Brockman geschäftstüchtig mit den Bestsellern seiner Dritten Kultur.

Das Geschäft, sagt er, geht nicht bloß prima, es ging nie besser. Wer es nicht glauben mag, der statte ihm einen Besuch auf der Fifth Avenue ab, wo Brockman, Inc. sich neuerdings in lichtdurchfluteter Schwerelosigkeit ausdehnt. Von demonstrativer Transparenz die zwei gläsernen Eckbüros, das eine für den Firmengründer, dem das Empire State Building bei der Arbeit am papierfreien Schreibtisch über die Schulter schaut, und das andere für seinen Sohn Max, den frischgebackenen C.E.O. des Unternehmens, der durch die Riesenfenster die immer wieder atemberaubende Silhouette des Flatiron Build-

ding ins Visier nehmen kann. Dazwischen hat sich stilvoll Katinka Matson niedergelassen, Mitbegründerin von Edge und Präsidentin von Brockman Inc., zudem Mutter von Max und Geschäfts- und Lebenspartnerin von John, die als Tochter eines Literaturagenten das Metier im Blut hat und nun nebenbei auch noch mit ihren überlebensgroß geschnitten Blumenporträts leuchtende Farben in den Büroalltag bringt.

Brockman, Jahrgang 1941, könnte beruhigt in den Ruhestand gehen und sich unumschränkt Edge, seinem intellektuellen Hobby, widmen. Aber Edge ist für ihn kein Hobby, kein dem Beruf abgetrotzter Zeitvertreib. „Ich habe nie an Geld gedacht. Ich habe immer nur getan, was mich interessierte, und das hat mir immer auch gegeben, was ich für mein Auskommen brauchte.“ Bevor er seinen Salon im Internet eröffnete, hatte er unter gleichem Titel und mit gleicher gedanklicher Ausrichtung einen Newsletter herausgegeben, dem wiederum der Reality Club vorangegangen war. „Trippy stuff“, also abgedrehtes Zeug, stand da zur Debatte, wenn in den achtziger Jahren eine New Yorker Runde zusammenkam, die in wechsel-

der Besetzung den Noch-nicht-Nobelpreisträger Kahneman und den Physiker Freeman Dyson ebenso umfassen konnte wie die Frauenrechtlerin Betty Friedan, den Sozialrevolutionär Abbie Hoffman und die Filmstars Ellen Burstyn und Dennis Hopper. Ihnen aufgetragen war, einander die Fragen zu stellen, die sie sich selbst stellten. Antworten brauchte es nicht gleich zu geben. Es sollte vor allem gefragt werden. Für den Ideenaustausch, wie er ihn sich als Abenteurer wünscht und zugleich beschert, hat Brockman im

ums Geld und Geldgeschäft. Die Sechziger schäumen wild auf, und Brockman kann gar nicht anders, als sich in ihren Kulturstrudel zu stürzen. Auf der Bühne des Living Theatre sieht er, wie es im New Yorker Underground zugeht. Ein Kulturschock, ein Fanal, eine Einladung zum Mitmachen. Aber nicht mit seinem Banjo und seiner Gitarre nimmt Brockman an den avantgardistischen Experimenten teil, sondern mit seinem Talent zum Organisieren. Heute wäre er wohl Kulturmanager zu nennen.

man will nicht Revolution machen. Aber: „Die Ideen dahinter haben mich interessiert.“ Cage lehrt ihn, die nichtlineare Struktur der Wirklichkeit auf kybernetischer Basis wahrzunehmen. Im Rückblick kommt ihm das „wie ein Bauplan fürs Internet“ vor. Er schreibt ein Buch mit dem Titel „Vom verstorbenen John Brockman“, um darin seine Erfahrungen und Erkenntnisse aphoristisch zu bündeln.

Und dann darf er 1965 in Harvard tatsächlich Bekanntschaft mit dem Computer machen. Es gibt davon genau ein einziges Exemplar, ein Riesending, umwühlt von Männern in weißen Laborkitteln und abgesichert hinter einer Glasschranke, gegen die er seine Nase drückt. „Ich habe mich sofort verliebt. Es war reine Magie.“ Brockman hat keinerlei Zweifel mehr, dass alles miteinander verbunden ist, die Kunst und die Wissenschaft und die psychedelischen, von Stroboskopblitzen durchzuckten Shows, durch deren Klanggewirr ein Marshall McLuhan seine kommunikationstheoretischen Botschaften posaut.

Im Esalen Institute, dem kalifornischen Bewusstseinslabor am Pazifik, hört er Vorträge von Forschern und genialen Spinnern, deren Namen so gut wie niemand an der Ostküste kennt. Ein ungehobener Schatz. Ein Erweckungserlebnis. Daraus entsteht 1973, über diesen und jenen Umweg, seine Agentur. Wieder setzt er sich nur für das ein, was ihn interessiert. Er kapiert allmählich, dass er eine Goldader entdeckt hat. Oder, wie er sagt, eine Ölquelle – die nicht aufhört zu sprudeln. Von Kopf bis Fuß ist Brockman seitdem auf Dritte Kultur eingestellt. Namen berühmter Wissenschaftler, Forscher, Unternehmer und Sponsoren umschwirren ihn wie Motten das Licht. An seinem Schreibtisch in New York klickt er die Einladung zu einer Party an, für die er morgen nach San Francisco fliegt. Unter den Gastgebern befinden sich Google-Mitbegründer Sergey Brin, Facebook-Mitbegründer Mark Zuckerberg und Art Levinson, Vorstandsvorsitzender von Apple Inc. und der Biotechfirma Genentech. Es darf stark angenommen werden, dass Brockman derart hochkarätig besetzte Verlustierungen auch genießt.

Noch mehr aber genießt er offensichtlich die Zusammenkünfte auf seiner maleisch verwinkelten Farm in Connecticut. Jeden Sommer macht er sich das intellektuelle Vergnügen, sein neungleiches Idyll für einen Tag oder ein Wochenende in einen Umschlagplatz neuester Forschungsergebnisse und Ideen zu verwandeln. Aus Princeton und Yale, aus Harvard und dem MIT, aus dem Silicon Valley und New Yorker Chefetagen lädt er sich Denker und Macher und Klienten ein, allesamt Freunde, von denen er erfahren will, was auf ihrem Gebiet gerade für Furore sorgt. Die jüngste Ausgabe dieser bukolischen Konferenz unter uralten Ahornbäumen begann mit einer aktuellen *tour d'horizon* des Wirtschaftswissenschaftlers Senthil Mullainathan, der sich fragte, ob der überbordende Datenstrom nicht auch die qualitative Natur der Wissenschaft zu gefährden droht. Der Sozialwissenschaftler Fiery Cushman berichtete über das Versagen von Algorithmen angesichts komplexer Aufgaben, der Experimentalphilosoph Joshua Knobe über flüchtige Ich, die Psychologin June Gruber über das Rätsel der positiven Emotion und seine ersten Lösungen.

Insgesamt meldeten sich zehn Wissenschaftler zu Wort an diesem perfekten Sommertag, der jetzt, Edge sei Dank, nicht mehr zu vergehen braucht. Seit November stellt Brockman die Videos der Vorträge ins Netz, bis Februar dürfte der gesamte Tagesablauf vollständig abzurufen sein. Nur zu ahnen am Computer ist allerdings, mit welcher Lust John Brockman die von ihm organisierten Gedanken-spiele verfolgt. „Edge“, sagt sein Erfinder, „das sind für mich Ideen, das ist für mich Kultur.“

JORDAN MEJIAS

Lottogewinne

Was die Kunststiftung NRW fördert

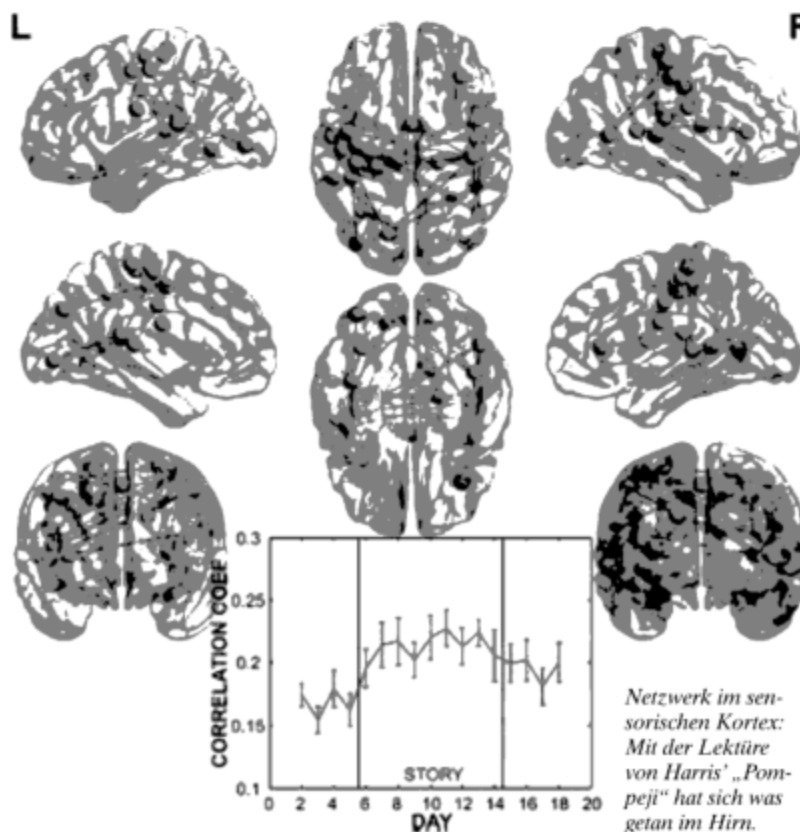
Die Kunststiftung NRW hat für das neue Jahr in einer ersten Tranche Fördermittel in Höhe von mehr als sechs Millionen Euro zur Verfügung gestellt. „Wir legen dabei größten Wert auf Nachwuchsförderung“, sagte der Präsident der Stiftung, Fritz Behrens, in Düsseldorf und führte zwei neue Studienprogramme für Tänzer und Choreographen als Beispiele an. Insgesamt gingen 231 Anträge ein, von denen 141 bewilligt wurden. Über eine zweite Mittelvergabe für 2014 in Höhe von rund zwei Millionen Euro soll im Februar entschieden werden. Der größte Anteil von knapp 4,9 Millionen Euro entfällt auf die Darstellende Kunst, wo 87 Projekte in den Sparten Musik, Tanz und Theater unterstützt werden. Der Visuellen Kunst wurden 2,2 Millionen Euro für 33 Vorhaben zuerkannt, für Stipendien und Auszeichnungen stehen hier 420 000 Euro bereit. In der Literatur werden 27 Projekte mit insgesamt 280 000 Euro gefördert; hinzu kommen 285 000 Euro für Eigeninitiativen und die Herausgabe von Publikationen: Der Band „Stadt Land Fluss“ sammelt Lyrik der letzten fünfundsiebzig Jahre, eine Prosa-Anthologie mit Originalbeiträgen von fünfundsiebzig Autoren versteht sich als literarische Erkundung des Landes. Die Kunststiftung NRW, deren Mittel aus Ertragsabgaben von West Lotto an das Land stammen, feiert im Jahr 2014 ihr fünfundsiebzigjähriges Jubiläum.

Die Roman-Verschaltung

Unser Gehirn leidet mit: Das Lesen fiktiver Geschichten hinterlässt auch Tage nach der Lektüre sichtbare Spuren

Für Stephen King war es angeblich Goldings Roman „Herr der Fliegen“, der sich buchstäblich in seine Hirnwindungen eingeschweift und sein Leben verändert haben soll. Neurologisch belegt ist das zwar nicht. Trotzdem kann das jeder leicht nachvollziehen, der selbst prägende Erfahrungen aus der Lektüre einer fesselnden Story sammelt. Am amerikanischen Center for Neuropolicy der Emory University in Atlanta hat man sich jetzt entschlossen, den neuronalen Gravuren der Romanlektüre ganz grundsätzlich und experimentell nachzugehen. Zwölf junge Frauen und neun Männer hat man drei Wochen lang jeden Tag im Hirnscanner durchleuchtet. An neun Abenden sollten sie jeweils eine halbe Stunde lang in Robert Harris' „Pompeji“ lesen, jeweils am Morgen danach wurde ihr Hirn im Kernspintomographen gescannt. Gesucht wurde nach sichtbaren Veränderungen in der Hirnarchitektur, sprich: nach neuen Nervenverbindungen zwischen unterschiedlichen Hirnarealen.

Da der neurokulturelle Aufbruch längst eine „neurobiologische Theorie von Erzählungen“ hervorgebracht und akute, wenn auch oft diffuse Hirneffekte empirisch schon hinlänglich erfasst sind, war den Emory-Forschern vor allem an neuen, bleibenden Wirkungen literarischer Kopfarbeit gelegen. Und wie es ist, wenn die Hirnforschung mit ihren rechnergestützten Bildgebungsverfahren in unsere Seelen blickt – fündig wird sie immer.



Nachzulesen in der jüngsten Ausgabe des Journals „Brain Connectivity“.

Zuerst waren da die üblichen Trainingseffekte. Das kennt man. Immer wenn eine bestimmte Aufgabe wiederholt wird, ob es ums Jonglieren geht oder ums Lesen, etablieren sich in kürzester Zeit neue Nervenverbindungen, insbesondere in den für Bewegung und Koordination zuständigen motorischen Hirnarealen. Praktisch schon am ersten Tag nach der Abendlektüre bauten sich auch in der als linker Gyrus angularis bekannten Hirnwinding, einem der wichtigsten Assoziations- und Sprachzentren, sukzessive neue Nervenbahnen auf. Das Gleiche im hinteren Teil des Schläfenlappens.

Was allerdings beim Lesen der packenden „Pompeji-Fiktion“ in den Hirnbildern wirklich hervorstach, waren die mit dem Lesen immer stärker ausgebildeten Nervenbahnen in den für Gefühls- und Angstwahrnehmung zuständigen somatosensorischen Zentren zu beiden Seiten der Großhirnrinde im höchstgelegenen Teil unter der Schädeldecke. Sie waren auch fünf Tage nach der Lektüre noch nachweisbar. Das ist ein Areal im Übrigen, das auch extrem aktiv wird, wenn Metaphern verwendet werden, wenn Sprache also „lebt“. Die Interpretation der Hirnforscher: Der somatosensorische Kortex könnte der Sitz einer „Semantik der Verkörperung“ sein, wenn wir mit den Helden leiden – unser empathisches Gedächtnis gewissermaßen.

JOACHIM MÜLLER-JUNG

Weniger Zuschauer

Schlechtes Jahr für Frankreichs Kino

Es sind die Zahlen, die man in Frankreich zu Beginn jedes Jahres mit Spannung erwartet: Die nationale Kinobilanz ist ein guter Seismograph für die Stimmung im Lande. Die Zeiger stehen auf Rot, manche Beobachter sprechen sogar von einem schwarzen Jahr. Die Zahl der Kinobesucher ist um fünf Prozent auf 195 Millionen gesunken, nachdem schon 2012 im Vergleich zu 2011 einen Rückgang gebracht hatte. Grund ist nicht die Krise, sondern die Tatsache, dass einheimische Kassenschlager wie „Ziemlich beste Freunde“ fehlen. Nur drei französische Filme haben es in die Rangliste der dreißig erfolgreichsten geschafft. Das sind auch schlechte Voraussetzungen für den Export, der für das nationale Selbstbewusstsein und die Filmindustrie von großer Bedeutung ist. Im eigenen Land ist der Marktanteil 2013 von vierzig (in beiden Vorjahren) auf 33 Prozent gefallen, jener der amerikanischen Filme von 45 auf über sechzig Prozent gestiegen. Man hofft, dass diese Kräfteverschiebung keinen Langzeit-Trend ankündigt. Für 2014 werden indes vorerst keine französischen Blockbuster erwartet. Umso heftiger wird über das System der Filmförderung diskutiert, das zahlreiche Flops produziert hat und vom Rechnungshof unter die Lupe genommen wird. Derweil tröstet sich die Branche damit, dass der umstrittene Film „Blau ist eine warme Farbe“ eine Million Zuschauer in die Kinos lockte.

J.A.